

Das Denken in Systemen ist Wesen menschlicher Natur; denn immer hat es Versuche gegeben, die verwirrende Vielfalt der Welt zu ordnen, in einen sich bedingenden Zusammenhang zu überführen. Wir kennen den Weg dieser Systeme, etwa über Aristoteles zu Ptolemäus, hin zu den theologischen »Summen« des Mittelalters, oder die bahnbrechenden kopernikanischen Systemketten und ihre Ergänzung durch Kepler – alle noch unspezialisiert, ganzheitlich. Erst mit dem Anbruch des Zeitalters von Technik und Industrie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und der angesammelten Fülle bewusst gemachten Stoffes beginnen diese Systeme disziplinären Charakter zu erhalten und enzyklopädischer, additiver Ordnung zu weichen. Sie werden autonom, praktikabel. An der Schwelle dieser großen weltgeschichtlichen Phase, die nach wie vor unser Leben beherrscht, stehen Linné und die französischen Enzyklopädisten beide Sparten belegend. Auf dieser wissenschaftlich ausgerichteten Systematik, mit dem Ziel der Rückführung von Einzelerkenntnissen auf allgemeine, das Teilganze bedingende Axiome, basiert in wesentlichen Bereichen die naturwissenschaftlich-technische Entwicklung der Epoche, wobei der versuchten Synthese immer die Analyse vorgeordnet war und ist, mit den sich heute abzeichnenden ökologischen Konsequenzen. Ihr Blick aufs Ganze setzt einerseits der Zerlegung der Welt in Teilkomponenten Schranken, ermöglicht aber andererseits die Erfassung der unfasslichen Vielfalt durch Systematisierung, die zugleich mit Vereinfachung einhergeht. Diese Vereinfachung durch Erkennen der Kausalketten und durch Ordnung von Verwandtem ermöglicht aber zugleich auch Analyse unter jeweils neuen Aspekten, reduziert jedoch den wunderbaren Reichtum der Welt.

Eine Epoche, die vorwiegend von analytischem Denken und Handeln bestimmt ist wie die unsrige, hat infolgedessen auch ein breites Feld an synthetisch-systematischem Denken und entsprechenden Systemmodellen und -entwicklungen Tür und Tor geöffnet. In allen Denk- und Arbeitsbereichen ist seit dem 19. Jahrhundert wachsend das Agieren mit Systemvorstellungen zu beobachten, das um die Jahrhundertwende zuerst rein theoretisch anschwillt, um dann vor allem in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts das tägliche Leben, die Praxis, mehr und mehr zu durchdringen. Systemforschung, Systemanalyse, Systemtheorie, in deren Geflecht die Kybernetik eine neuartige, wichtige Rolle spielt, belegen diesen Vorgang. System-Denken und System-Entwicklungen

sind für unsere Epoche von Industrie und Technik ein unentbehrliches Instrumentarium, das seit den ausgehenden zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts Grundfunktionen der Daseinsvorsorge steuert. Im Zuge der sozialen und wirtschaftlichen Emanzipation der Massen übernimmt damit erstmals in der Menschheitsgeschichte das System in unterschiedlichsten Funktionen Aufgaben, deren Bewältigung in vorangegangenen Gesellschaftsformen nur durch die Kette der Traditionsüberlieferung und ihres Vollzuges möglich war. Systeme sind infolgedessen die Gleitschienen, die global und international Massenkommunikation durchführbar machen. Sie sind in den Industrienationen die Voraussetzung heutigen freien, mobilen Lebens, ermöglichen die Teilhabe aller an allem.

Wenn für den Wissenschafts- und Erkenntnisbereich der Philosoph Heinrich Rickert feststellt: »Nur im System kommen wir vom theoretischen Chaos zum theoretischen Kosmos«, so ist die praktische Systemanwendung von verwandter Einsicht noch weit entfernt; denn die moderne Industrie- und Massengesellschaft würde zwar ohne die Bereitstellung unzähliger konkreter Systeme in Chaos versinken, jedoch entsteht dadurch »Kosmos« in keinsten Weise, einfach deshalb nicht, weil reale Systeme noch heute im Sinne der Enzyklopädisten rein additiv ohne Prioritäten eingesetzt werden und damit keiner integralen Gesetzmäßigkeit unterliegen. Sie dienen bisher fast ausschließlich ökonomischer Nützlichkeit und werden umso höher geschätzt, je kurzfristiger sie materielle Vorteile versprechen. Die durch sie für die physische Entlastung des Menschen erwirkte Leistung verkehrt sich infolgedessen in Herausbildung eines mehr und mehr autonom werdenden Menschen. Der geschenkte, nie zuvor eingeräumte Freiheitsspielraum breiter Menschengruppen, von dem noch Marx die wahrhaftige geistige Befreiung des Menschengeschlechts erträumte, verpufft somit in Selbstzweck unter Ausschlachtung des Planeten. Unabhängig davon bleibt aber das System erkenntnistheoretisch als die vertikale, das Leben ordnende Achse bestehen, und seine praktischen Konsequenzen zielen auf die Bildung auch eines realen »Kosmos«.

II.

Auf diesem Wege hat unser Säkulum sehr gewichtige einleitende Schritte vollzogen; denn die entscheidende Wandlung gegenüber vorangegangenen Jahrhunderten liegt nicht in der partiell neuartigen Objektwelt

und auch nicht in der seriellen Produktionsform begründet, sondern in der Ablösung des ganzheitlichen, in sich beschlossenen Dinges durch in Systeme verbundene drei- oder zweidimensionale Objektgruppen. Sie sind lediglich Ausdruck neuartiger, ungemein chancenreicher Denkprozesse, die durchaus auch zur Verengung der menschlichen Begabung eingesetzt werden können. Jedenfalls ist der Prozess bereits heute so weit fortgeschritten, dass nurmehr Systeme in der Lage sind, Massenverkehr, Massenkommunikation oder Massenkonsum zu ermöglichen und zu steuern. Produktsysteme passen sich den unterschiedlichsten Forderungen an und formen sich variabel aus. Zwei Grundtypen sind vor allem anzutreffen. Einmal Systeme aus Elementarteilen, die durch Zusammenfügen ein Ganzes, eine Gestalt bilden. Je nach der Zahl der Elemente und ihrer differenzierbaren Zusammenfügbarkeit bieten Systeme dieser Art dem Benutzer die Möglichkeit, Dingformen zu erzeugen, die den jeweiligen Vorstellungen und Anforderungen besonders entsprechen.

Wir finden Systeme aus Elementarteilen sowohl beim Spielzeug als auch im Möbel-, Ausstellungs- und Baubereich. Sie dienen der Einübung des Kindes in das Systemdenken in Form einfacher Holz- oder Steinbaukästen bis hin zu komplexen elektronischen Konglomeraten und sind im individuellen Bereich, in der Wohnung, besonders als Schrank- und Regalsysteme ebenso angesiedelt wie in Baubereichen, in denen Flexibilität oder rascher Ortswechsel erforderlich ist.

Der zweite Systemkreis besteht aus Einzelteilen (units), die bereits in sich eine Ganzheit bilden, jedoch durch Hinzufügen von weiteren Teilen zu einem leistungsfähigen System ausgebaut werden können. Diese zumeist stark technisierten komplexen Systeme, die durch die vom Systemdenken gespeiste Mikroelektronik in nur wenigen Jahren eine überraschend große Leistungssteigerung erfuhren, sind auf dem Feld der Phono- und Photoindustrie ebenso zu finden wie im Bereich der Informationsübermittlung oder innerhalb des wissenschaftlichen Instrumentariums.

Beide Systemgruppen sind kombinierbar. So kann einer bestimmten Einheit oder einer Kombination von mehreren eine Vielzahl von Zusatzteilen zugeordnet werden, oder aber das der bestimmenden Einheit bereits zugrunde liegende Baukastenprinzip erfährt eine Veränderung durch die Verbindung mit anderen Elementen. Auf diese Weise entstehen in sich geschlos-

sene, vielfältige Aufgaben erfüllende Produktsysteme.

Eine Entsprechung finden diese in graphischen Systemen, den sogenannten visuellen Erscheinungsbildern oder corporate identities. Hier werden bestimmte graphische Elemente in Form von Zeichen, Farben, Schrifttypen in bestimmten Formaten und Anordnungen auf unterschiedlichen Trägern, so als Plakate, Broschüren, Bücher, Briefpapier, Fahnen, Aufkleber, stetig wiederholt und dem Betrachter eingepreßt. Die Grundlagen für diese Systeme bilden »Manuale«, in denen die Anwendung kodiert niedergelegt ist.

Für die Beurteilung des Gestaltcharakters eines Systems, damit seiner formalen Qualität und Soziabilität, ergeben sich zwangsläufig gegenüber dem bisher dominierenden in sich geschlossenen Produkt gewandelte Beurteilungskriterien. Da bereits Systeme mit nur einer geringen Anzahl von Elementarteilen eine hohe Anzahl von Anwendungsmöglichkeiten besitzen, ist die Charakteristik kaum mehr allein von einer Reihe von Kombinationsformen ableitbar, sondern muss vielmehr vor allem mit der Eigenart der Grundelemente und dem ihrer Kombination zugrunde liegenden Maßsystem begründet werden.

Diese Systemwelt reicht vom einfachen, maßgerecht aufeinander bezogenen Hotelgeschirr bis hin zur komplexen Nachrichtenkette. Sie hat unser aller Leben durchsetzt, ist im Bereich der personellen Objektwelt, den Geräten und Möbeln in Haus und Wohnung, in gleicher Weise ausgeprägt wie im öffentlichen Bereich. Hier kann der Verkehr - besonders als Luft- und Schienenverkehr -, der Transport - beispielsweise in seiner modernsten Containerform - nur mehr als Systemkonzeption abgewickelt werden. Das gleiche gilt für den Kraftfahrzeugbau, die Informationsübertragung, das Krankenhaus-, Ausstellungs- oder Bauwesen. Sie alle sind wie jedwede komplexe, aus unserem Jahrhundert herausgewachsene Produktion ohne Systematisierung, also ohne unterlegte Systeme, nicht mehr sinnvoll realisierbar. Sie sind die großen Bänder, welche die moderne Massengesellschaft zusammenhalten und ermöglichen. Oft ist das Gerät nur mehr ein kleiner, sichtbarer Teil von sich sonst dem Sensorium entziehenden Vorgängen eines Systems.

III.

Stellt man nun Hans Gugelot in dieses Bezugsfeld, so ergeben sich eine Reihe von Fragestellungen. Gugelot schloss 1945,

als Fünfundzwanzigjähriger, sein Studium ab. Erst von da ab konnte er im Geflecht agieren und damit eine Spur ziehen. Wie war in dieser historischen Situation die allgemeine Lage? Konnte man damals in der Schweiz, in der Gugelot lebte, ein Design-Studium absolvieren und im Rahmen dieser Ausbildung vielleicht gar mit System-Design vertraut gemacht werden? Lassen wir ihn selbst darüber berichten: ... »ich hatte genau so wie alle, die in der schweiz im kriege studiert haben, nicht die gelegenheit, speziell "design" zu studieren. eine solche schule gibt es in der schweiz nicht. ich fühlte mich anfänglich vor allem zum flugzeugbau und zum fliegen hingezogen, und ich habe deshalb auch den versuch gemacht, in lausanne ein entsprechendes studium zu absolvieren. aber schon sehr bald musste ich diesen versuch wegen der sprachlichen schwierigkeiten aufgeben. ich habe in den darauf folgenden jahren in zürich an der technischen hochschule studiert und im jahre 1945 das architekten-diplom dieser schule, das mit dem bauingenieur-diplom anderer europäischer länder identisch ist, bekommen. die idee, entwürfe für die industrie zu machen, ist mir eigentlich erst viel später gekommen, weil es in der schweiz damals wirklich kaum beispiele für diesen beruf gab. vielleicht interessiert es sie, wenn ich in wenigen worten erkläre, wie ich mich dann schlussendlich entschieden habe, in dieser richtung weiter zu gehen. in den ersten drei jahren nach meinem diplom habe ich in verschiedenen architektur-büros gearbeitet. in der zeit habe ich mich sehr dafür interessiert, ob es nicht möglich wäre, in der schweiz mit vorgefertigten elementen zu bauen. wenn sie die damalige situation in der schweiz kennen, werden sie sich vorstellen können, auf welche großen schwierigkeiten ich gestoßen bin. - in der gleichen zeit habe ich mich auch sehr für möbel interessiert, und einige entwürfe aus dieser zeit sind in serie gegangen ... meine ideen für vorgefertigte bauteile musste ich bald für lange zeit begraben; aber ich sah die möglichkeit, wenn nicht aussenelemente zu machen, doch zumindest für die unterteilung großer räume vorgefertigte schrankwände zu entwerfen ... « (Vortrag »Der Designer in der heutigen Gesellschaft.« Stockholm 1963).

Daraus entwickelte sich Gugelots erstes Design-System: das Schrankwandprogramm »M 125«, an dessen Verwirklichung er seit 1949 arbeitete.

Aus dem Bericht Hans Gugelots erfahren wir, dass Mitteleuropa unmittelbar nach dem furchtbaren krieg wenig an Design - von System-Design gänzlich zu schweigen - zu bieten hatte. Die wissenschaftliche

Theorie war jedoch in mehreren Schüben vorangetrieben worden. Eine erste Welle, die sich bis zum Ersten Weltkrieg erstreckte, hatte sich für die allgemeine Fragestellung (u.a. Otto Ritschl), für die Ästhetik (u.a. Johannes Volkelt) und Musik (u.a. Hugo Riemann) besonders fruchtbar ausgewirkt. In den zwanziger Jahren wurde diese Problematik für die Soziologie (u.a. Franz Oppenheimer), Philosophie (u.a. Heinrich Rickert) und Theologie (u.a. G. Wobbermin) besonders akut. Eine dritte Welle erfolgte erst im dritten Viertel des 20. Jahrhunderts, die nun die meisten Wissensdisziplinen ergriff. Den Auftakt bildete das 1948 erschienene Werk Robert Wieners, 1972 veröffentlichten D. S. Korreimann und J. W. Forrester ihre »Systemanalyse« bzw. »Grundsätze einer Systemtheorie«.

Wenig später nach der Veröffentlichung von »Cybernetics« (Wiener) begann Hans Gugelot an seinem ersten Element-System zu arbeiten, im gleichen Jahr, in dem G. Hassenpflugs Buch »Baukastenmöbel« (1949) erschien. Hassenpflug veröffentlichte Kastenmöbel und Tische, die er und Mitarbeiter zwischen 1947/49 - basierend auf einem Modul-System - entworfen hatten. Es waren Einheiten, die an Entwicklungen des Bauhauses (Breuer 1924) anknüpften und die auch von Bruno Paul (Vereinigte Werkstätten) bzw. Josef Hillerbrand (Deutsche Werkstätten 1931) in ähnlicher Art konzipiert worden waren.

Hans Gugelot dürfte das Buch kaum gekannt haben; denn Hassenpflug wendet sich gegen eine Grundmaßeinheit von 125 mm, die jedoch für das Möbelsystem »M 125« verbindlich ist.

Generell konzentrierte sich das praktische Gestalten und die Realisierung von Gebrauchsdingen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges dominant auf in sich geschlossene Einheiten. Nur vereinzelt - fast zufällig - tauchen hier und da systemartige Kombinationen von »units« auf, so etwa bei Wagenfelds Glasbehälter »Kubus«, 1938, bei Geschirr (u.a. Cunnard line, um 1930), Reiseutensilien (u.a. Ch. Dresser 1887) oder bei Gebrauchsdingen aus Bakelit (z.B. Rasierkombination um 1935). Element-Systeme sind darüber hinaus äußerst selten anzutreffen. Sie fanden bei Thonet-Stühlen zweifellos Neuland erschließend bereits im 19. Jahrhundert Verwendung und im Bauhaus eine erneute Verlebendigung (Josef Albers, 1928). Kleinere zerlegbare, in einem Karton verpackte Kastenmöbel wurden erstmals in größerer Stückzahl nach dem Entwurf Arno Lambrechts (1952) durch den WK-Verband auf den Markt gebracht. Zu diesem Zeitpunkt hatte Hans Gugelot

das erste Raumtrenn- und Schrank-Element-System weitgehend konzipiert, ein Programm, das technisch verbessert bis heute produziert wird.

Der Gedanke dazu erwuchs aus dem Systembau, der schon im 19. Jahrhundert (z. B. Glaspalast London 1851) praktiziert worden war und der im Bauhaus durch Gropius, Muche und Breuer, ebenso in Frankfurt durch May oder durch Systemhäuser der Deutschen Werkstätten, weitergetragen worden war. Für den Möbelbau, für die Verwandlung des Wandschranks zur Schrankwand, war das Element-Möbel-System Gugelots von hoher Bedeutung.

Fast sämtliche seit 1954, dem Jahr seines Einzugs in die Hochschule für Gestaltung in Ulm, durchgeführten Entwicklungen wurden von einem Systemdenken bestimmt, das er als Dozent an Schüler und Mitarbeiter übermitteln konnte und in dem er durch die gleichgerichteten Arbeiten Otl Aichers in der HfG bestärkt wurde.

1956 formuliert er seine Vorstellungen und Bemühungen unter dem Titel: »Vom Element zur Kombination« wie folgt: »Die Entwicklungstendenz der Industrialisierung unseres Jahrhunderts bringt mit sich, dass bei der Herstellung von Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens das Handwerk in seiner alten Form immer mehr verschwindet. Die Automation setzt sich durch und bedingt größere Stückzahlen einzelner Serien. Die Betriebe, welche diese Entwicklung nicht mitmachen wollen oder können, werden sich auf die Herstellung von Spezialgegenständen und Luxusartikeln beschränken, die nicht in der günstigsten Preisklasse liegen müssen, wie z. B. Schmuck, Spezialinstrumente oder vielleicht auch einige Möbelarten. Im übrigen wird das Handwerk durch das Serienerzeugnis verdrängt. Die Versuche, mit unechten Stilbestrebungen sich noch an den Formen des Handwerks festzuklammern, werden scheitern, weil neue Entwürfe die unter Berücksichtigung rationeller Herstellungsmethoden entstehen, unvergleichlich mehr Vorteile aufzuweisen haben. Je größer eine Serie ist, desto eher lohnt es sich, das Projekt richtig durchzugestalten - eine Anstrengung, die oft jahrelange intensive Studien erfordert - und es mit größter Sorgfalt für das "Band" vorzubereiten.

Ein Ausgangspunkt bei der industriellen Fabrikation ist eine gewisse Normierung der Bestandteile und natürlich ein Verzicht auf unnötiges Beiwerk. Es erscheint mir wesentlich, dass man bei der Normierung und Vorfabrikation von dem allerkleinsten Element ausgeht, um von der kleinsten Einheit zu einer größeren und einer noch größeren zu gelangen, wobei die Vielzahl der

Kombinationsmöglichkeiten ebenso wie die Individualität des Resultats progressiv ansteigt. Nur von einem oberflächlichen Betrachter kann in diesem immer aktueller werdenden Thema eine Gefahr der Uniformierung unserer Umgebung, unserer Gebrauchsgegenstände, Häuser und Städte gesehen werden. Nehmen wir uns die Mühe, beispielsweise von drei verschiedenen Teilelementen ausgehend eine Komposition von sechs Elementen zusammenzustellen, so ergeben sich schon weit über 100 Resultate, deren Harmonie gewährleistet ist, die jedoch völlig voneinander verschieden sind. Auf dem Gebiet des Möbelbaus können aus wenigen gleichen vorgefabrizierten Elementen einzelne Kästchen, Schränke, Büchergestelle und andere Ablegeflächen, aus diesen wiederum ganze Wandelemente kombiniert werden. Dasselbe System kann weitergeführt werden, indem aus den Wandelementen Räume entstehen, sofern auch die Tragekonstruktion dem Grundsystem entspricht. In Architektur, in Städteplanung finden wir dasselbe Grundprinzip, bei dem nicht Gleichförmigkeit, sondern Harmonie und zugleich größte Anpassung an individuelle Anforderungen das Resultat ist ... « (25 Jahre Wohnbedarf. Zürich 1956, 41-42).

#### IV.

Als Hans Gugelot dieses äußerte, verblieben ihm lediglich noch neun Jahre, um sein Werk, sein Leben zu erfüllen. Er war 1956 nicht mehr auf irgendeiner Suche, sondern vermochte sein Wollen und seine Grundsätze in unterschiedlichen Aufgaben zu manifestieren. Wie der im gleichen Jahr erschienene umfangreiche Bericht der Zeitschrift »stile industria« belegt, hatte er zu diesem Zeitpunkt sein Arbeitsfeld klar abgesteckt.

Im Gegensatz zu den meisten zeitgenössischen Designern waren seine Arbeiten jedoch nicht nur gute Lösungen im unendlichen Feld des menschlichen Dingarsenals, sondern sie besaßen und besitzen exemplarischen Charakter. Jedoch nicht etwa nur darin, dass hier ein Exempel »Guter Form« statuiert worden wäre, sondern sie öffneten für das jeweilige Ding neuartige Entwicklungschancen, und zwar für unterschiedlichste Bereiche: für die Fertigung, die Leistung, die Benützung, die Integrationsfähigkeit in größere und umfangende

Einheiten, und dies im Bereich der Objekt-Objekt-Beziehung ebenso wie in der zwischen Ding und Menschen.

Das war damals und ist auch heute noch ungewöhnlich, ist mehr als nur »Gute Form«, greift stärker in das Leben und seine Entwicklungsmöglichkeit ein.

Ein Schrank, der kein gleichbleibender Kasten ist, sondern sich durch die Elementbauweise zu verwandeln vermag, der nicht stetig in einem bestimmten So Sein existiert, sondern in zahlreichen individuell abwandelbaren Varianten, der nicht nur an eine Wand gelehnt ist, sondern auch eine sein kann, der nicht nur im Wohnzimmer, sondern auch in Büro oder Laden seine Aufgabe erfüllt, der den jungen wie den alten Menschen zu dienen vermag, vermittelt – wenn er gestaltet ist – eine lebendigere Welt, eine struktural vielfältigere, beweglichere, variationsreichere als diejenige, die ein statischer Schrank zu erzielen vermag, selbst wenn er als Kunsthandwerk von Entwerfer- und Schreinerfleiß emporstilisiert wurde. Ein Element-Schrank-Programm, so wie es Gugelot entwarf, besitzt bei aller Hiesigkeit, Nützlichkeit und Dienlichkeit zugleich weniger Dingmanifestation, Wirklichkeitsschwere und Repräsentationsattitüde, sondern scheint in seiner Zurückhaltung geistreicher, vermittelt Raum, räumt uns, den Menschen, unbesetzten Raum ein. Die Systemstruktur lockert gleichsam den in sich geschlossenen Charakter des Dinges, eröffnet einen lebendigen Umgang mit ihm und zugleich eine neue Dimension: Potentielles. Das ist ein Schritt hin zum eigentlichen Wesen unseres Jahrhunderts, es partiell erschaffend und zugleich bestätigend, ein Schritt hin zum Novum. 1956 hatte Hans Gugelot auch mit Hilfe seiner aufgeschlossenen Freunde Erwin und Artur Braun bereits das so progressive und beispielsetzende Programm für Radio-, Phono- und Fernsehgeräte in wichtigen Partien verwirklicht. Auch dieses war in vielfachem Sinne nicht allein ein Beispiel für »Gute Form«, sondern eine geschichtliche Gelenkstelle, die nur im historischen Rückblick als solche erkannt werden kann. Denn da trafen ungewöhnliche und glückliche Komponenten zur rechten Stunde zusammen: aufgeschlossene Unternehmer mit hohem Wagemut und Entwerfer wie Hans Gugelot und Otl Aicher, die nicht nur einem Ding ein gerade aktuelles Gewand anmessen, sondern einem Bereich von Dingwelt unseres 20. Jahrhunderts aus hässlicher, antiquierter Verkerkerung zu angemessener Wahrhaftigkeit verhelfen wollten. In gleicher Weise wie bei dem Möbelprogramm »M 125« wurde dabei nicht in

statischen Kategorien gedacht, sondern in sich ergänzenden Reihen, in einem Geflecht von Bezügen – integral. Dieses Aufspüren des Zusammenhanges des Dinges mit dem Raum und dem Menschen, das Empfinden für die Verflochtenheit der Dinge, hebt auch diese frühen Braun-Geräte von den üblichen, sich in sich selbst begnügenden Design-Entwicklungen ab. Es gelang, technische Geräte des personellen Gebrauchs einerseits in ihr dienendes Aufgabenfeld zurückzuführen, andererseits mit den Ansprüchen eines kultivierten Wohnumfeldes zu versöhnen. Damit wurde ein von der Arbeit des Bauhauses ausgesparter Bereich nun auch gestalthaft eingeholt und den entsprechenden Lebensmöglichkeiten des 20. Jahrhunderts integriert. Dies bewirkte die den technischen Geräten verliehene Form. Aber darin allein erschöpfte sich die Design-Leistung Hans Gugelots nicht. Auch bei den Entwicklungen für Braun gesellte sich zu der Form eine weiter gerichtete Perspektive hinzu, eben das System-Denken. Radio- Plattenspieler und Fernseher wurden schon 1955 nicht mehr als isolierte Objekte, sondern als sich ergänzende maßkoordinierte Informationsgeräte gesehen und im nächsten Schritt – 1956 mit dem Gerät »Studio I« beginnend – alle Teile eines weit breiter ausgelegten Informations-Systems auf der Basis ergonomisch-funktionaler, analytisch-synthetischer Untersuchungen unter Berücksichtigung des Beziehungsrahmens geplant.

Zwischen 1955 und 1958 entstand somit eine Entwicklungsreihe eines komplexen Gerätefeldes, die weltweit erst gegen Ende des dritten und im vierten Viertel unseres Jahrhunderts hergestellt und selbst für Braun erst etwa ein Jahr später in Teilen produzierbar wurde. Auch in diesem Bereich wirkte Hans Gugelot bahnbrechend.

Das gleiche gilt für seine Arbeit an der Hamburger U-Bahn, die 1959 begann und 1962 abgeschlossen wurde. Auch diese Entwicklung entstand wie alle anderen in enger Kooperation mit den jeweiligen Konstrukteuren, Technikern und Mitarbeitern, in diesem Fall in Zusammenarbeit mit Herbert Lindinger, Helmut Müller-Kühn, Otl Aicher und Helmut Croy. Diese Gruppenarbeit ist symptomatisch für die bereits während des Arbeitsprozesses angestrebte Integration unterschiedlicher Sichtweisen und Beurteilungskriterien.

400 dieser U-Bahnzüge verkehren noch heute – fast ein Vierteljahrhundert nach ihrem Entwurf – in der Hanse-Stadt und prägen das Stadtbild – dies ein Zeichen für die Gültigkeit der damals gefundenen

Lösung von Innenausstattung und äußerer Erscheinung. Und 1980 entschied sich die Stadt Amsterdam den gleichen, nur geringfügig modifizierten Entwurf ihrem neuen U-Bahn-System zu Grunde zu legen.

Sitze, Lichtbänder, Innenverkleidung, Halterungen, Außenhaut - austauschbar, in System-Design entwickelt, ergonomisch sinnvoll, funktionell, knapp, selbstverständlich - erfüllen damit noch heute - am Ende unseres Jahrhunderts - ungetrübt von stilistisch-modischem Accessoires ihre Aufgabe.

Auch diese Arbeit war bahnbrechend, ebenso wie die Farbwahl Schwarz und Silber für technische Geräte des personellen Bedarfs, die über den Rasierer »sixtant« (1961/62) weltweit Schule machte. Bahnbrechend waren in gleicher Weise die von Gugelot begonnenen Entwicklungen eines Vollkunststoff-Sicherheits-Autos und die auf Erwin Braun zurückgehenden Planungen von Autark-Systemen, deren Fertigstellung Hans Gugelot nicht mehr erleben sollte.

Otl Aicher schildert in seiner nachfolgenden Abhandlung die empfindliche, fragile Nahtstelle zwischen den Disziplinen, in welcher der Designer wirkt. Vielleicht ist es nur durch diese eigentümlich unfestgelegte, instabile und damit zugleich offene Position möglich, das Empfinden für Potentielles lebendig, unverstellt zu erhalten und bei entsprechender Befähigung zwischen den divergierenden Kräften unterschiedlicher Disziplinen und Lebensäußerungen Integration zu stiften, Integration um einer immer wieder neu zu hebenden Wahrheit der Dinge willen.